

Zur Freiheit ins Gefängnis²

Sie gehöre gerade nicht, so begründete 1926 die Stockholmer Akademie den Nobelpreis für Grazia Deledda, zu jener Gruppe von Schriftstellern, die mit Thesen arbeiteten und Probleme diskutierten. Ihr Urteil schien nicht unberührt vom Unbehagen an – moderner – Kultur. Rang sie damals nicht mit den Schatten des Untergangs und der großen, bösen Stadt als einer hellen Barbarei (O. Spengler)?

Wie aus einer anderen Welt – ‘biblisch’, ‘homerisch’, ‘alttestamentlich’ – erschienen vor diesem dunklen Grund die mehr als dreißig Romane der Deledda. Unangefochten von allen hochliterarischen Fragen um sie herum, ob der Erzähler, die Handlung, das Ich noch im Amt gehalten werden können, hatte sie von Anfang an archaische Geschichten erzählt. Die Wirkung, die sie damit (bis heute) erzielt, verdankt sich wesentlich der Wahl ihres Blickpunktes: sie hat ihre Herkunft – ein namenloser Ort auf Sardinien – in eine namhafte Perspektive übersetzt. Ihr fällt ins Auge, was an den Rändern und am Boden der großen Welt vor sich geht. Entsprechend zeitlos, aufs Elementare abgesehen, kommen ihre dramatischen Schicksale daher. Sie sind zwar reich mit sardinischem Lebensstoff gesättigt. Doch säumt er, wie es in der Akademierede hieß, nur die Wege, die alle zum menschlichen Herzen führen.

Anschaulich werden kann dies an „Marianna Sirca“ (1915; jetzt wieder auf deutsch erschienen), einem der berührendsten Romane der Deledda. Archaisch ist der Schauplatz, die abgelegene Bergwelt ihrer Heimat; archaisch der Konflikt: die Liebe, dieser unverwüsthliche Motor der Literatur, will es, dass Marianna, eine schöne, junge, gehorsame Frau, durch Erbschaft wohlhabend geworden, und Simone, ehemals Knecht im Hause und jetzt Outlaw, Bandit, sich mit der Schwere des Schicksals ineinander verlieben. Was aussieht wie ‘die Schöne und das Biest’, schlägt jedoch um in die abgründige Frage nach menschlicher Bedingtheit. Die unwiderstehliche Macht der Liebe kettet die beiden aneinander, aber nur, um an ihrem Fall zu zeigen, warum man im Namen der Liebe nicht zusammenkommen kann. Auf die Gründe des Scheiterns also kommt es an.

Ihr Erbe hat Marianna wirtschaftlich und gesellschaftlich unabhängig gemacht. Zuvor hatte sie, bis hin zur Selbstverleugnung, der Familie gehorcht und gedient. Ihre neue Freiheit legt sie sich deshalb nach den verwurzelten Vorstellungen von Herrschaft und Knechtschaft zurecht. Jetzt konnte sie über sich selbst bestimmen – und befreit sich, skandalös, aus dem „Gefängnis“ der öffentlichen Meinung. Unter einer Bedingung allerdings: dass auch ihr Geliebter die „Mauern“ seines Außenseiterlebens überwindet, für sie ins Gefängnis geht, um danach unangefochten ihr zu gehören. Doch was verlangt sie von ihm? Dass er sein wildes Leben in Freiheit verleugnet und, für alle sichtbar, ihr „Knecht“ wird? Die Liebe,

darin liegt das Problem, bringt zwar etwas in Bewegung, ist aber selbst nicht die Lösung. Das Herz ist ein leidenschaftlicher Egoist. Sein unbedingter Wille lässt nur ein Entweder-Oder zu: Unterwerfung oder Überwindung. Das Tödliche daran ist – Simone wird erschossen; Marianna vergräbt sich in der Demut einer Besiegten –, dass es keine Aussicht auf Vermittlung gibt. Beide bleiben deshalb in ihren archaischen Vorurteilen eingeschlossen. Vor allem auch, weil niemand in der Lage ist, reflexiv auf einen höheren Gesichtspunkt zu kommen. In den lebensentscheidenden Momenten herrscht Schweigen. Dann reden zwar faszinierende Landschaftsmalereien. Aber es sind Monologe mit der Natur; eine Antwort gibt auch sie nicht (mehr).

Wenn man so will, erzählt Grazia Deledda eine Geschichte von Blut und Boden. Doch lange bevor dies begann, tiefe ideologische Spuren zu ziehen, hatte sie eindringlich den fatalen, vernichtenden Zwang beschworen, der darin beschlossen ist.